Gesühnte Schuld.

Roman aus dem Englischen, frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(9. Fortsetzung.)

„Was kann ich für Dich thun?" fragte der verwirrte junge Tranter. „Du weißt, daß Du unter allen Umständen auf mich zählen kannst."

„Edward," sagte Ernst. „Du könntest mir von irgend einem Freunde einen Empfehlungsbrief an Lady Higham verschaffen. Du darfst mir ihn nicht geben. Wenn ich als Dein oder Deines Vaters Freund komme, könnte das Geheimniß durchschaut werden."

„Du verblüffst mich ganz; aber ich stehe vollständig zu Deiner Verfügung," sagte Edward.

„Es thut mir leid, vor Dir ein Geheimniß haben zu müssen in dieser Sache; aber wie ich Dir schon sagte, in kurzer Zeit wird Alles aufgeklärt werden," entgegnete Ernst. „Willst Du mir bis dahin vertrauen."

„Unbedingt. Ohne irgend welchen Zweifel," war Edwards Antwort.

„Dann stelle keine weiteren Fragen an mich," fuhr Ernst fort. „Ich will in der Maske eines vornehmen jungen Ausländers nach Fairleigh Manor gehen," fügte er lachend hinzu; „Du mußt irgend einen Freund dazu bringen, daß er sich für mich verbürgt."

„Ernst!" rief Edward aus.

„In gewissem Sinne bin ich auch ein vornehmer junger Ausländer. Mein Großvater gehört einer uralten französischen Adelsfamilie an und meine Mutter war, obgleich sie keinen Titel trug, nicht minderwerthig, als unsere hochgestellten Ladies."

„Und unter welchem Namen willst Du Dich in Fairleigh Manor vorstellen lassen?" fragte Edward Tranter, der von der ganzen Sache noch immer sehr verwirrt war.

„Als Monsieur Le Comte de Lauzan," war die kühle Entgegnung; „ein französischer Edelmann, welcher England bereist, um englische Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen, und gerne in die ältesten Familien des Landes Zutritt bekommen möchte."

Er sagte dieses in französischer Sprache und begleitete es mit einer so komischen Geberde, daß Edward Tranter seinen Ernst nicht länger bewahren konnte und in lautes Lachen ausbrach. Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, besprach er mit Ernst die Ausführung seines Vorhabens.

Mittlerweile bereiteten sich in Fairleigh Manor große Dinge vor. Lord Vansittart, dessen Vater sich auf dem Wege der Besserung befand, hatte versprochen, bald nach Fairleigh zu kommen und seine Verlobung bekannt zu geben.

Lady Higham strahlte vor Glückseligkeit. Bald sollten sich ihre schönsten Hoffnungen erfüllen; sie sollte Herzogin werden. Als sie den Brief erhielt, welcher ihr die baldige Rückkehr ihres Verlobten meldete, lud sie eine Menge Gäste ein, um zu Ehren seiner Anwesenheit glänzende Feste veranstalten zu können.

Das Haus war schon ziemlich voll, als eines Nachmittags ein Wagen vor dem Schloßthor hielt, aus welchem ein elegant gekleideter junger Mann stieg, welchen man auf den ersten Blick als Ausländer erkannte; er war sehr hübsch, trug aber Augengläser von leicht bläulicher Färbung, als ob er schwache Augen hätte. Er schickte der Gräfin von Higham seine Karte hinein, mit der Bitte, sich ihr vorstellen zu dürfen. Der Name war Philipp de Lauzan, und darüber eine Grafenkrone.

Die Gräfin ließ ihn eintreten und fragte ihn in elegantem Französisch, womit sie ihm dienen könne.

„Ich bin nur der Ueberbringer dieses Briefes hier," erwiderte er gleichfalls in französischer Sprache.

Die Gräfin erröthete, als sie den Brief entgegennahm; er war von Lord Vansittart und lautete:

„Meine liebe Lady Higham! — Der Ueberbringer ist ein junger französischer Edelmann, der mir die vortrefflichsten Empfehlungen überbracht hat. Er wünscht englisches Familienleben zu studiren, und ich habe mir erlaubt, ihn zuerst zu Ihnen zu schicken, da ich überzeugt bin, daß Sie ihn auf's freundlichste empfangen werden.

Ihr treuergebener
Vansittart."

Der junge Franzose musterte, während sie las, die werthvollen Bilder, welche die Wände bedeckten.

„Ich hoffe, mein Herr," sagte sie, als sie zu Ende gelesen hatte, „daß Sie Ihr Gepäck gleich mitgebracht haben."

„Ich habe mir es erlaubt," antwortete der Andere mit einer tiefen Verbeugung. „Lord Vansittart sagte mir, daß ich bei Ihnen auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte."

Lady Higham versicherte ihn, daß sie sich eine Ehre daraus mache, ihn ihren Gast nennen zu dürfen, und er dankte ihr verbindlichst. Dann wurden ihm einige Zimmer angewiesen und bei der Tafel wurde Graf de Lauzan den übrigen Gästen vorgestellt und machte sich bei Allen sehr beliebt. Nach der Tafel begab er sich seiner französischen Gewohnheit gemäß, mit den Damen in den Salon.

Daselbst wurde musizirt und der junge Graf entzückte die Anwesenden mit dem Vortrage einiger französischer Lieder, die er mit prächtiger wohlgebildeter Stimme sang. Dann sangen Lady Edith und Alice, und so verging der erste Abend. Kurze Zeit, ehe er sich zurückzog, trat Mr. de Lauzan auf Lady Edith zu, die zum Fenster in die vom Vollmond erhellte Nacht hinausschaute.

„Lady Edith, erschrecken Sie nicht, und drehen Sie sich nicht um," flüsterte er ihr im reinsten Englisch zu. „Morgen um 7 Uhr früh im Wintergarten."

Dann trat er mit vollkommen gleichgiltiger Miene von ihr weg.

Lady Edith und Alice hatten die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen noch ein halbes Stündchen mit einander zu plaudern. Als sie an diesem Abende beisammensaßen, fragte Lady Edith mit schelmischem Lächeln:

„Nun Alice, wie gefällt Dir unser neuer Gast, der junge Franzose?"

„Ich habe ihn gar nicht recht angesehen," versetzte Alice mit wirklicher Gleichgiltigkeit.

„Nun, ich glaube, daß Du ihn Dir morgen beim Frühstücke recht genau anschauen wirst," fuhr Lady Edith fort.

„Warum?" fragte die Andere überrascht.

„Hast Du jemals von einem Menschen Namens Ernst Rivers gehört?" war die Gegenfrage.

„Aber dieser Franzose kann doch nicht Ernst Rivers sein?" rief Alice abwechselnd bleich und roth werdend aus.

„Er ist es und kein Anderer," erwiderte Lady Edith.

„Aber wozu diese Verkleidung?" fragte Alice. „Warum kommt er nicht in seiner wahren Gestalt?"

„Weil er böse Feinde hat, vor denen er sich eine Zeit lang verbergen muß," war Lady Edith's Antwort.

„Böse Feinde!" schrie Alice. „Sind sie ihrer Verfolgung also noch nicht überdrüssig geworden?"

„Sie werden derselben nie überdrüssig werden," antwortete die junge Miterbin. „Diejenigen, welche ihn in Paris um's Leben und in Rom um die Freiheit bringen wollten, sind ihrer Verfolgung noch nicht müde."

„Aber warum hat er Feinde?" fragte Alice. „Das kann ich nicht verstehen."

„Eines Tages wirst Du Alles wissen," tröstete sie Lady Edith; „jetzt kann ich Dir's aber nicht erklären."

„Wenn Du seine Geheimnisse kennst, warum darf ich sie nicht kennen?" fragte Alice vorwurfsvoll.

„Geduld, mein liebes Kind," war Lady Edith's Antwort.

„Du mußt Vertrauen haben und eines Tages wird Dir Alles offenbar werden!"

Eröffnungen.

Da M. de Lauzan mit einer Empfehlung von Lord Vansittart gekommen war, fiel es Lady Higham als kein besonderer Umstand auf, daß der junge französische Aristokrat Lady Edith und Miß Alice Harcourt vor allen anderen jungen Damen den Vorzug gab.

Es erschien ihr ganz natürlich, daß er sich am liebsten mit ihnen unterhielt. Sie waren die Jüngsten und Schönsten in der Gesellschaft. Als M. de Lauzan am nächsten Morgen mit Lady Edith in dem Wintergarten zusammenkam, verriethen seine ersten Worte, wem sein erster Gedanke galt.

„Hast Du Alice gesagt, daß ich hier bin?" fragte er.

„Ja, natürlich habe ich es ihr gesagt," erwiderte sie.

„Und was sagte sie?" fragte er weiter.

„Sie wurde verstimmt und eifersüchtig, wie immer, wenn sie Dinge erfährt, die sie sich nicht erklären kann," war Lady Ediths Antwort.

„Was ist zu thun?" fragte er kläglich. „Ich kann es nicht ertragen, sie unglücklich zu sehen."

„Wir können gar nichts thun," versetzte sie ernst. „Ich habe meinen Schwur einmal gebrochen, ich kann es nicht wieder thun."

„Gewiß nicht," sagte er traurig, „und ich könnte es auch gar nicht von Dir verlangen."

„Wenn Du keinen Verdacht erregen willst, mußt Du sehr kühl und zurückhaltend gegen mich sein," sagte sie wieder.

„Wie kann ich das, mein Schwesterchen?" rief er, sie in seine Arme schließend, aus; wie kann ich kühl und zurückhaltend gegen Dich sein, die ich so innig liebe?"

„Keinesfalls," entgegnete sie, sich lachend aus seinen Armen losmachend, „darfst Du so stürmisch sein. Wir könnten von Jemandem gesehen werden, und dann wäre es um Lady Ediths Ruf geschehen."

Nach einer Weile trennten sich Lady Edith und M. de Lauzan, um sich erst bei dem Frühstück wieder zu sehen.

Alice Harcourt erschien bleich und niedergeschlagen bei demselben. M. de Lauzan und Lady Edith waren Beide in Verlegenheit, was sie thun sollten.

Hatte ihr eifersüchtiges kleines Herz sie dazu verleitet, die verstohlene Zusammenkunft der Geschwister an diesem Morgen zu überwachen? Hatte sie den zärtlichen Abschiedsgruß der Beiden gesehen?

Edith nahm an, daß es so sei.

Das allein konnte ihre Kälte und Zurückhaltung erklären.

Nach dem Frühstück suchte M. de Lauzan Alice auf und unterhielt sich mit ihr in seiner alten, unbefangenen Art, als Ernst Rivers, mit dem sie sich im Stillen verlobt hatte.

Aber sie blieb schroff und kühl. Gegen Mittag kam ein Telegramm für M. de Lauzan.

„Sei doppelt vorsichtig, Meldrum ist wieder nach Fairleigh gegangen. Es ist nicht zu fürchten, daß er Dich erkennt, aber sei auf Deiner Hut."

Das waren zwar nicht genau die Worte, aber der Sinn des Telegramms. Der junge Mann war mit Alice und Lady Edith in der Bibliothek, als das Telegramm gebracht wurde.

Er wechselte einen Blick mit Lady Edith, welchen Miß Alice Harcourt auffing.

Unter irgend einem Vorwande ging Alice hinaus und ließ die Geschwister allein. M. de Lauzan war zu bestürzt über das Telegramm, um ihr Fortgehen sogleich zu bemerken.

„Ich verstehe das nicht recht," sagte er ängstlich. „Was soll es heißen?"

„Ich fürchte, es bedeutet neue Bedrängniß und Gefahr für Dich," antwortete sie.

„Das glaube ich nicht; es soll nur eine Warnung für mich sein," erwiderte er. „Ich muß doppelt vorsichtig und bemüht sein, mein Geheimniß zu bewahren."

„O, mein theurer Bruder, wann wird Dir Dein Recht werden?" schluchzte Edith, ihn zärtlich umarmend.

„Sehen Sie nur," sagte jetzt Alice Harcourt's Stimme in höhnischem Tone, als sie mit Edward Tranter in die Bibliothek trat.

Alice war bleich und zitterte heftig; Edward Tranter stand kalt mit finsterer, entschlossener Miene da. Ernst und Edith tauschten erschrocken verwirrte Blicke.

„Ich muß wirklich um eine Aufklärung dieses ganz sonderbaren Benehmens bitten," sagte Edward Tranter kalt und strenge.

Unser Held richtete sich stolz in die Höhe.

„Ich kann keine Aufklärung geben," sagte er. „Diejenigen, welche kein Vertrauen in mich haben, mögen denken, was sie wollen."

„Nun," entgegnete der junge Tranter, sich an Lady Edith wendend; „vielleicht können Sie die Sache aufklären."

Lady Edith blieb stumm, mit gesenkten Blicken vor ihm stehend.

„So will ich denn mit Euch Beiden nichts mehr zu schaffen haben!" schrie Edward in heiserem, gepreßtem Tone. „Ich bin froh, eine falsche Geliebte und einen noch falscheren Freund los werden zu können."

Er wandte sich um und wollte zur Thür hinaus eilen. Lady Edith kam ihm zuvor, sprang zur Thür, versperrte dieselbe und lehnte sich mit den Rücken daran.

„Da mir kein anderer Ausweg offen bleibt," sagte sie in leisem, schmerzlichem Tone, „muß ich meinen Eid brechen. Erlaube mir, Euch hier meinen einzigen, geliebten Bruder Philipp Leicester, Grafen von Higham, vorzustellen."

„Edith, was hast Du gethan?" keuchte der als M. de Lauzan bekannte junge Mann.

„Einen Eid gebrochen, weil ich es nicht ertragen konnte, einem entehrenden und demüthigenden Verdachte ausgesetzt zu sein," war die stolze Entgegnung des heftig zitternden Mädchens.

Alice und Edward standen wie erstarrt.

„Ist es möglich?" fragte Edward Tranter todtenbleich.

„Frage Deinen Vater," war die kalte Entgegnung „er weiß Alles und verlangte, daß Du vertrauen sollst."

„Oh, Edith," schrie Alice gedemüthigt und reuevoll, „wie schwach und thöricht bin ich gewesen!"

„Ja, das warst Du," versetzte Edith in bitterem, gepreßtem Tone.

„Komm' Edith," sagte jetzt der angebliche M. de Lauzan, der zuerst von allen Vieren seine Fassung wieder erlangte; „da wir unser Geheimniß schon verrathen haben, müssen wir die Sache jetzt ausführlich erklären. Ich schlage vor, daß wir uns Alle umarmen und wieder gute Freunde werden."

Edward Tranter trat auf Lady Edith zu; M. de Lauzan schloß Alice in seine Arme.

„Kannst Du mir verzeihen, Geliebte?" fragte Edward in reumuthigem Tone, vor Lady Edith stehen bleibend.

„Ich glaube wohl, ich muß," war ihre Antwort, worauf Edward sie an seine Brust drückte und ihren Mund mit heißen Küssen bedeckte.

„Böser Mensch, wie ungestüm Du bist," sagte sie, sich seinen Armen entziehend.

„Dein Bruder hat befohlen," antwortete er.

„O, stille! nenne ihn nicht so!" versetzte sie in erschrockenem, angstvollem Tone. „Du weißt nicht, in welche Gefahr Du ihn damit stürzest. Aber Ihr müßt nun Alles erfahren; Philipp!"

„Edith!" entgegnete der Angerufene rasch.

„Wir wollen spazieren fahren; wir nehmen meinen viersitzigen Wagen," fuhr sie fort, „und fern von Fairleigh Manor können wir dann dieses seltsame Geheimniß aufklären. In diesem Hause bedeutet der Name Bruder für ihn den Tod."

Der junge Mann nickte bejahend, als die Anderen ihn erschrocken anschauten.

Gleich darauf läutete es zum ersten Male zum Gabelfrühstück, und die Vier gingen auseinander, um wenige Minuten später aus verschiedenen Richtungen beim Frühstücke zu erscheinen. M. de Lauzan war einer der Letzten.

Nach dem Frühstück richtete Lady Edith ganz laut die Frage an M. de Lauzan, ob er nicht sie und ihre Freundin und Mr. Tranter auf einer Spazierfahrt begleiten wolle, um dabei eine schöne englische Landschaft kennen zu lernen.

M. de Lauzan verneigte sich bejahend.

„Mr. Tranter führt uns nach Melrose Abbey," fuhr sie fort; „einen der herrlichsten Punkte unserer Landschaft."

„Ich werde mich glücklich schätzen, den Ausflug mitmachen zu dürfen," entgegnete M. de Lauzan, wie gewöhnlich französisch sprechend; und Lady Higham, die von Zeit zu Zeit nach der Unterhaltung der Vier hinüber horchte, ahnte nicht, was sich hinter dieser scheinbar harmlosen Vereinbarung verbarg.

Hätte sie geahnt, was sich vorbereitete, sie hätte nicht so ruhig zugehört, denn sie war ja auch in beständiger Unruhe über das plötzliche, unbegreifliche Verschwinden von Ernst Rivers, welches ihr selbst Meldrum, mit dem sie an diesem Nachmittage wieder eine Besprechung haben sollte, nicht erklären konnte.

Die zwei jungen Paare traten mittlerweile ihre Spazierfahrt an. Eine Zeit lang plauderten sie während des Fahrens von gleichgiltigen Dingen. Der Kutscher hörte sie wohl, verstand aber kein Wort von ihrer, in französischer Sprache geführten Unterhaltung.

Als sie eine ziemliche Strecke weit gefahren waren, kamen sie zu einem Kreuzwege. Inmitten desselben stand ein etwa achtzehnjähriger Bursche mit ungemein pfiffigem Gesichte. Er war wie ein Arbeiter gekleidet und schien die Ankömmlinge erwartet zu haben, denn er trat auf den Wagen zu und sagte, ehrerbietig seine Mütze abziehend, zu Edward Tranter:

„Bitte, welcher Herr heißt hier Lauzan?"

„Dieser hier," sagte Edward rasch, fürchtend, daß der Andere verrathen könnte, daß er englisch verstand.

Der Bursche zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn M. de Lauzan. Dieser gab dem Burschen ein Goldstück und öffnete dann den Brief. Sein kurzer Inhalt lautete:

„Seien Sie vorsichtig. Meldrum ist ungemein schlau. Sie können dem Ueberbringer, Jack Mole, genannt „der Luchs", unbedingt vertrauen."

M. de Lauzan nickte dem Burschen zu, und der Wagen fuhr weiter.

Jack Mole blieb stehen und schaute dem Wagen nach. Sobald derselbe seinen Blicken verschwunden war, ging er in der gleichen Richtung fort.

Die Ruinen von Melrose Abbey waren nur eine Meile weit von dem Punkte entfernt, wo ihnen der junge Detektiv begegnet war.

Der Wagen hielt in einiger Entfernung von den Ruinen, da die jungen Leute beschlossen hatten, den Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen.

Als sie in den ungemein malerisch gelegenen Ruinen eintrafen, sahen sie, daß vor dem Eingange Jemand auf einem Ecksteine saß. Dieser Jemand war kein Anderer, als Jack Mole, der Luchs, der bei ihrem Näherkommen aufstand und ehrerbietig grüßte.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr," sagte er, sich an M. de Lauzan wendend, „aber ich bin beauftragt, Sie beständig im Auge zu behalten; darf Sie aber nur ansprechen, wenn Sie in Gesellschaft dieses Herrn und dieser beiden Damen sind."

„Aber," fragte Edward Tranter, „wie so wissen Sie, daß wir die rechten Leute sind?"

Jack Mole zog als Antwort einen abgegriffenen Brief aus der Tasche, den er dem jungen Tranter mit verschmitzter Geberde reichte. Dieser beeilte sich, ihn zu lesen.

Er lautete:

„Behalte Meldrum scharf im Auge, um'zu sehen, ob er keinen Verdacht hegt. Bewache auch M. de Lauzan sorgfältigst, den Du davor beschützen mußt, von Mr. Meldrum entdeckt zu werden. Sprich nie mit ihm, außer Du triffst ihn in Gesellschaft von Mr. Edward Tranter, Lady Edith Leicester und Miß Alice Harcourt."

„Gut," sagte Mr. Edward Tranter, nachdem er gelesen hatte; „aber wie konnten Sie doch wissen, daß Sie sich nicht irren?"

„Nun, das wurde mir wahrlich nicht schwer," antwortete der Bursche mit pfiffigem Lächeln. „Ich machte mich mit einem Reitknecht im Schlosse bekannt, und er zeigte Sie mir, als Sie ausfuhren. Ich schlug einen Seitenweg ein, um Sie auf dem Kreuzwege zu finden."

„Diese Briefe erhielt ich von meinem Auftraggeber. Sie wissen, wer das ist."

„Es ist gut," versetzte Tranter, dem jungen Menschen ein Goldstück in die Hand drückend. „Bleiben Sie hier und halten Sie Wache, während wir die Ruinen besichtigen."

„Ei, wenn das so fortgeht, bin ich bald ein reicher Mann," sagte der junge Detektiv vergnügt für sich, das Goldstück einsteckend. Dann setzte er sich wieder auf den Stein, scharf nach allen Seiten auslugend. Die beiden jungen Paare begaben sich in die Ruinen und dort in einer alten geschützten Halle, schickte sich Lady Edith an ihre Geschichte zu erzählen.

„Edith," sagte Alice dann unter Thränen, „beweise daß Du mir vollständig verzeihst, indem Du nichts mehr über die Sache sprichst."

„Das wäre jetzt ganz und gar nutzlos," antwortete sie. „Indem ich den vermeinten Mr. de Lauzan als meinen Bruder erklärte, habe ich einen heiligen Eid gebrochen, den ich dem Andenken meines verstorbenen Vaters leistete."

Edward Tranter und Alice schauten sie bei diesem Geständnisse schmerzlich bewegt an.

„Um meinen Bruder aus einer großen Gefahr zu erretten," fuhr sie fort, „war ich vor gar nicht langer Zeit genöthigt, mich ihm selbst zu eröffnen, denn er kannte seine wahre Stellung selbst nicht."

„Wie, er kannte sie nicht?" stammelte Alice.

„Nein, Niemand kannte seine Identität außer mir und Sir George," fuhr sie ernsthaft fort. „Er und ich waren jedoch gebunden, das Geheimniß zu bewahren, bis Philipp seine volle Großjährigkeit erlangt haben würde. Das wird nun in vier Monaten der Fall sein."

„Und wir haben Dich dazu getrieben, ein heiliges, dem Verstorbenen gegebenes Versprechen zu verletzen," sagte Edward in traurigem Tone.

„Nun," versetzte Lady Edith, „ich glaube nicht, daß mein edler Vater mich sehr tadeln würde, wenn er am Leben wäre. Er hatte keinen anderen Wunsch, als die Interessen seines Sohnes zu schützen, und Ihr Beide seid seine Freunde."

„Aber wie kommt es, daß Lady Higham und Lady Mabel das nicht wissen?" fragte Edward, den diese geheimnißvolle Geschichte sehr verwirrte.

„Weil sie seine bittersten Feinde sind," war die traurige Antwort.

Die Zuhörer waren sprachlos vor Erstaunen und Entsetzen.

„Sie wissen Beide, daß irgendwo in der Welt eine Person existirt, die uns jeden Augenblick von unserer stolzen Stellung als Miterbinnen herabschleudern kann," fuhr sie traurig fort, „aber sie wissen nicht, daß Mr. de Lauzan, Philipp Leicester, Graf von Higham ist. Darum war ich so verzweifelt, daß Ihr mir das Geheimniß entrissen habt; und Ihr müßt mir nun auch feierlichst geloben, daß Ihr niemals, unter keiner Bedingung, mein Geheimniß verrathen werdet."

„Niemals!" lautete die feierliche Zusage.

„Meine Schwester Clarence hatte auf irgend eine Art herausgebracht, daß Ernst Rivers der rechtmäßige Erbe von Fairleigh sei," erzählte sie in düsterem Tone weiter. „Die Folge davon waren erst das Duell in Paris, dann die Gefangenschaft bei den Räubern in Rom."

Edward Tranter und Alice waren ob dieser Enthüllungen fast starr vor Entsetzen.

„Aber," fragte Edward nun, „welche Verbindung besteht zwischen der hochgeborenen, stolzen Lady Higham und einem gemeinen Abenteurer, wie dieser angebliche Graf Oskar Calvani, daß sie ihn zu ihrem Werkzeuge machte?"

„Das möchte ich selbst gerne wissen," sagte Lady Edith traurig. „Diese ganze Sache ist mir ein dunkles Geheimniß."

„Ich kann Dir nur so viel sagen, daß er keineswegs Graf Oscar Calvani, sondern ein elender Abenteurer ist," sagte Edward leise; „sein wahrer Name ist Philipp Verner."

„Wie war er aber in der Lage, Deinen Vater, die ganze Gesellschaft, uns Alle so zu täuschen?" fragte jetzt Lady Edith.

„Durch den schändlichsten Betrug, den ein Mann je ausgeführt hat," sagte Edward.

„Doch lassen wir diesen Spitzbuben jetzt bei Seite und sage mir, Geliebte, ob alle Beweise vorhanden sind, daß Niemand unserem Bruder hier seine Rechte streitig machen können wird."

„Das ist unmöglich," versetzte Lady Edith, „denn Dein Vater hatte alle erforderlichen Schriftstücke in Händen und wird sie zur geeigneten Zeit zum Vorschein bringen. Auch die Verfolgung meiner Schwester allein ist schon ein genügender Beweis für die Berechtigung von Philipps Ansprüchen."

„Und überdies," warf unser junger Held ruhig ein, „existirt eine Thatsache, die mehr beweist, als alles Uebrige. Mein vermeinter Haushofmeister und früherer Reisemarschall M. Lippmann ist mein mütterlicher Großvater M. Prevot."

Von dieser Eröffnung war selbst Lady Edith erstaunt, und Aller Erstaunen wuchs, als der junge Mann ausführlicher erklärte, was sein Großvater für ihn gethan hatte.

„Er war es, dessen Muth und Schlauheit ich die Befreiung aus den Räuberhänden zu verdanken habe," fuhr der angebliche M. de Lauzan fort, und erzählte, wie Alles gekommen war. „Was Euch aber am meisten überraschen wird," fügte er dann zum Schlusse hinzu, „ist, daß der unglückliche junge Mann, den wir aus der Räuberhöhle mitgenommen haben, der wahre Graf Oskar Calvani ist."

Die beiden Mädchen waren ob dieser Eröffnung fast sprachlos vor Erstaunen.

„Er wurde in demselben Institute mit diesem Erzschurken Philipp Verner erzogen," fuhr unser junger Held fort, und erzählte dann die ganze Geschichte des unglücklichen jungen Italieners, welche unseren Lesern bereits bekannt ist.

„Aber welche Macht hat dieser Schurke über meine Schwester, daß sie ihm geheime Zusammenkünfte gestattet?" fragte Lady Edith.

Das blieb nun freilich vorderhand ein unaufgeklärtes Räthsel, und die beiden jungen Paare wandten sich wieder der Erörterung ihrer eigenen Angelegenheiten zu.

„Wir müssen die äußerste Vorsicht gebrauchen, meine Lieben," begann der junge Graf nach einer Weile wieder. „Wir dürfen keine besondere Zusammengehörigkeit merken lassen, sonst verrathen wir uns; und wenn meine irregeleitete Schwester Clarence nur etwas ahnen würde —"

„Irregeleitet!" fiel ihm Tranter in's Wort; „sie ist in meinen Augen erbärmlich schlecht!"

„Lieber Freund, wir wollen nicht vergessen, daß sie doch meine Schwester ist und eines Tages die Deine sein wird," war des jungen Grafen Entgegnung. „Sie wird schwer genug bestraft sein, wenn sie von ihrer stolzen Höhe wird herabsteigen müssen."

„O, sie wird Herzogin werden—jedenfalls mehr als sie verdient," war Tranter's bittere Entgegnung.

„Niemals," versetzte Lady Edith. „Meine Aufgabe wird es sein, dies zu hintertreiben, so lange ihre Schuld nicht gesühnt ist."

Und sie erklärte feierlichst ihre Absicht, die Heirath ihrer Schwester unmöglich zu machen, so lange diese ihren Bruder nicht öffentlich anerkennen würde. Dann hielten sie noch eine lange Berathung bezüglich ihrer künftigen Schritte, worauf sie sich wieder zu ihrem Wagen begaben und in's Schloß zurückfuhren, während Jack Mole ihnen in bescheidener Entfernung folgte.

Das Bedauern von Edward Tranter und Alice, M. de Lauzan und Lady Edith ungerecht verdächtigt zu haben, war für die Anderen fast belustigend. Sie wurden nicht müde sich zu entschuldigen.

Aber Edith und ihr Bruder hatten ihnen längst verziehen und lachten nur zu all ihren Selbstanklagen. In's Schloß zurückgekehrt, begann die alte Verstellung wieder. M. de Lauzan war der junge Franzose, der kein Wort Englisch verstand, und er spielte seine Rolle meisterhaft, daß sowohl Lady Clarence als sämmtliche Gäste vollständig davon getäuscht wurden.

Diese Verstellung und Vorsicht waren im höchsten Grade nothwendig, denn ein unvorsichtiges Wort konnte unabsehbares Unheil stiften.

Die Verwickelungen mehren sich.

Wir haben bereits erwähnt, daß Lady Higham beschlossen hatte, Lord Vansittart einen glänzenden Empfang in ihrem Hause zu bereiten und daß demzufolge das Schloß voll von Gästen war.

Lord Vansittart traf an dem bestimmten Tage mit seinem Schwager, Oberst Merton, ein und wurde auf's herzlichste begrüßt.

„Meine Mutter wäre mitgekommen," sagte er zu Lady Higham, „aber mein Vater ist noch schwach, so daß sie ihn nicht verlassen kann. Sie sendet Ihnen ihre besten Grüße und Wünsche."

„Sie ist sehr gütig," versetzte Lady Higham, vor Vergnügen erröthend. „Ich hätte mich unendlich gefreut, sie zu sehen. Hoffentlich geht es Ihrem Vater wirklich besser?"

„Gott sei Dank, ja! Ich bin auch beauftragt, Sie und Ihre Schwestern für Weihnachten zu uns zu Gaste zu bitten," fuhr der Marquis fort.

„Wir werden mit vielem Vergnügen kommen," sagte die Schloßherrin von Fairleigh Hall, die Einladung für sich und ihre Schwestern annehmend.

Lady Edith beobachtete ihre Schwester scharf. Sie sah deutlich, daß zwischen ihr und Lord Vansittart bereits eine heimliche Verlobung bestehen müsse; und sie seufzte tief bei dem Gedanken, daß Lady Clarence mit einer solchen Schuld auf dem Gewissen einen guten und ehrenhaften Mann dazu bringen wollte, daß er sie heirathe.

Aber sie wollte es nicht dazu kommen lassen. Wenn Lady Clarence sich nicht entschließen wollte, ihren Bruder öffentlich anzuerkennen, und in seine Rechte einzusetzen, wollte sie noch im letzten Augenblick trennend zwischen sie und Lord Vansittart treten. Sie kannte dessen gute Eigenschaften ebensowohl als seine Fehler und sie wußte, daß sein Stolz es nie zulassen würde, eine Frau zu nehmen, die sich solcher Handlungen schuldig gemacht hatte, wie Lady Clarence.

Edith war fest überzeugt, daß, wenn er entdecken würde, wie sehr sie, von Habsucht und Ehrgeiz verleitet, den eigenen Bruder verfolgt hatte, wie sie nur bemüht gewesen war, ihn aus dem Leben zu schaffen, er ihr nie und nimmer verzeihen könnte. Es wäre daher besser, er erführe Alles, ehe es zu spät wäre. Aber wie sollte sie es ihm sagen? Sollte sie als Anklägerin gegen die eigene Schwester auftreten?

Die arme Edith wußte sich keinen Rath und beschloß, die Dinge noch eine Weile ruhig ihren Lauf nehmen zu lassen, hoffend, daß sich vielleicht Alles ohne ihre Hilfe zum Guten wenden würde.

Bald nach der Ankunft Lord Vansittart's übersiedelte der vermeinte M. de Lauzan nach dem Wohnsitze der Tranters, und es war beschlossen worden, daß die gemeinschaftlichen Besuche der beiden jungen Leute in Fairleigh Hall seltener erfolgen sollten.

Der Marquis hatte jedoch den angeblichen jungen Franzosen vorher noch auf's herzlichste eingeladen, die Weihnachtstage auch bei ihm zuzubringen, und unser junger Held hatte die Einladung lächelnd angenommen, bei sich denkend, daß sich vielleicht bis dahin seine äußere Stellung glänzend verändert haben und er Herr in Fairleigh Hall sein würde.

Aber trotzdem seine Besuche in dem Schlosse in der nächsten Zeit seltener erfolgten, gelang es ihm doch, hie und da Alice oder Lady Edith heimlich zu sehen, und zwar mit Hilfe Jack Mole's, der sich ihnen als ein wahrhaft unschätzbarer Bundesgenosse erwies.

Dieser Bursche heftete sich unverwandt an Meldrum's Fersen und berichtete den Liebenden eingehendst und genau über alle seine Schritte, so daß diese zusammenkommen konnte, ohne sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen.

Der Lieblings-Rendezvousplatz waren die Ruinen. Hier konnten sie umherwandeln und miteinander plaudern, ohne fürchten zu müssen, von Jemandem entdeckt zu werden. Zuweilen wagten sie sich sogar bis in entlegene Theile des Schloßparkes, wo sie gleichfalls unentdeckt zu bleiben hofften.

Eines Tages war es nun geschehen, daß Lord Vansittart mit seinem Schwager nach der Stadt gefahren war und versprochen hatte, zum Gabelfrühstück zurück zu kommen. Lady Higham war daher sich selbst überlassen, da alle ihre Gäste Ausflüge unternommen hatten.

Sie gab den Befehl, daß das Gabelfrühstück um zwei Uhr serviert werden solle und machte dann einen Spaziergang in den Park. Sie wandelte lange Zeit allein und unbemerkt umher, bis sie endlich in ein ganz entlegenes Gehölz gerieth, wo sie eine geschützte Laube fand, in welcher sie auf einer Bank Platz nahm. Dort konnte sie ungestört sowohl über ihre glänzende Zukunft als Herzogin, als über ihr — schreckliches Geheimniß nachdenken.

Eine Zeit lang saß sie in tiefes Sinnen versunken da; dann hörte sie plötzlich ganz in ihrer Nähe mehrere Stimmen.

Und diese Stimmen — klangen sie ihr nicht alle gar wohlbekannt.

Ja, dessen war sie ganz sicher, die eine davon war die ihrer Schwester Edith, die andere jene — o Himmel, war es möglich? — die Stimme Ernst Rivers', den sie weit weg in einem unbekannten Verstecke wähnte.

„Wahrlich, Edith," sagte die ruhige, klangvolle Stimme des jungen Mannes, „Du kannst es unmöglich ruhig geschehen lassen, daß sie den Marquis heirathet, so lange sie mir nicht hat Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Nein, ich werde es nicht geschehen lassen," versetzte Edith, „obwohl ich noch nicht weiß, wie ich es hintertreiben soll. Es wäre grausam gegen ihn, die Heirath geschehen zu lassen, so lange das Unrecht nicht gutgemacht ist. Ich bin überzeugt, er würde ihr nie verzeihen."

„Ich glaube", warf jetzt Edward ein, „daß mein Vater, sobald er genügend hergestellt sein wird, Lady Clarence lieber einen Warnungswink geben soll, um ihr zu zeigen, in welchen Abgrund sie zu stürzen im Begriffe ist."

„Aber Edward," versetzte Lady Edith, „die Zeit dazu ist noch nicht gekommen. Es war schlimm genug, daß ich genöthigt war, meinen Schwur zu brechen."

„Edith hat Recht", fiel Ernst Rivers ein. „Wir können jetzt gar nichts thun, als im höchsten Grade wachsam und vorsichtig sein, und ich muß ganz besonders darüber wachen, daß meiner theuern, kleinen Schwester kein Unheil zugefügt wird."

Lady Higham wurde bleich und starr vor Entsetzen auf ihrem lauschigen Plätzchen. Sie stand auf und bog vorsichtig die Zweige des Gehölzes hinter ihr auseinander und schaute hindurch.

Ganz nahe saßen auf einem offenen, rings von Zwergtannen dicht umfriedeten Platze auf Gartenstühlen Lady Edith und Edward Tranter, M. de Lauzan und Alice Harcourt beisammen.

Sie hatte ein gefährliches Komplott entdeckt, das gegen sie geschmiedet wurde. Lady Higham glaubte ersticken zu müssen, als sie in dem Sprecher, der sich für ihren Bruder erklärt hatte, den angeblichen Grafen de Lauzan erkannte.

Da sie nun ganz genug für ihre Zwecke wußte, schlich sie sich ganz leise fort und kehrte langsam in's Haus zurück.

Es wurde also trotz Allem, was sie versucht hatte, um ungestört im Besitze ihrer Stellung verbleiben zu können, gegen sie gearbeitet und Pläne geschmiedet, und wenn sie die Sache nicht selbst in ihre Hände nahm, konnte sie noch ihres Titels, ihrer Güter, ja ihres künftigen Gatten beraubt werden.

Ihre Wuth ob dieser Entdeckung war beispiellos. Ihr schönes Gesicht war aschfahl vor wilder Leidenschaft, und sie zitterte heftig am ganzen Körper. Es gelang ihr, unbemerkt das Haus und ihre Gemächer zu erreichen. Daselbst angelangt, läutete sie ihrer Kammerfrau; doch ehe dieselbe noch ihrem Rufe Folge leistete, hatte sie sich schon das Gesicht reichlich mit Kölnerwasser gebadet. Die Kammerfrau erkannte wohl sofort, daß sich mit ihrer Herrin etwas Ungewöhnliches zugetragen hatte, gestattete sich aber keine Bemerkung darüber.

„Kleiden Sie mich zum Gabelfrühstück an," sagte die Gräfin. „Aber seien Sie vorsichtig; ich hatte einen Nervenanfall und fühle mich noch angegriffen."

Das Mädchen gehorchte und ehe noch die Glocke läutete, war Lady Higham vollkommen erholt und begab sich in das Frühstückszimmer hinab. Edward Tranter und M. de Lauzan waren mit Lady Edith und Alice hereingekommen; sie sagten, sie hätten sich zufällig im Parke getroffen, als sie sich auf dem Wege hierher befunden hatten.

Lady Higham begrüßte den jungen Tranter und M. de Lauzan anscheinend voll Entzücken und erkundigte sich eingehendst nach Sir George's Befinden, der noch immer schwach und angegriffen war. Sie war ungewöhnlich liebenswürdig und zuvorkommend gegen die Beiden.

Nach einer Weile trat Lord Vansittart ein, und da war dann Alles bei Lady Clarence für den Augenblick vergessen. Die Unterhaltung drehte sich um das glänzende Fest, das Lady Higham am nächsten Tage zu Ehren Lord Vansittart's veranstalten werde. Sie war anscheinend in glänzendster Laune und plauderte sehr lebhaft; sobald jedoch die Mahlzeit vorüber war, eilte sie auf ihr Zimmer, um sich zu einer Ausfahrt zu richten, die in größerer Gesellschaft unternommen wurde. Früher jedoch schrieb sie noch einen Brief an Mr. Meldrum, den sie ihrer Kammerfrau Grace zur Besorgung übergab.

Der übrige Theil des Tages verlief ruhig und ohne besonderen Zwischenfall, und Lady Higham zog sich unter dem Vorwande, mit dem Haushofmeister noch Vieles für den nächsten Tag eintheilen zu müssen, zeitlich in ihre Gemächer zurück.

Kaum war sie jedoch daselbst angelangt, als sie sich von ihrer Kammerfrau einen großen, dunkeln Shawl und einen alten Hut mit einem dichten Schleier geben ließ und sich so verkleidete, daß sie nicht zu erkenen war. Dann verließ sie in Begleitung von Grace das Haus.

Grace besaß ihr ganzes Vertrauen, und da sie sehr wohl wußte, welche Wege die Dienerschaft auf ihren Ausgängen benützte, gelang es ihr leicht, ihre Herrin ganz unbemerkt aus dem Hause zu bringen.

Sie durchschritten die entlegensten Alleen des Parkes, bis sie endlich in die Nähe des Dorfes gelangten. Weiter ging Lady Higham jedoch nicht. Sie setzte sich auf eine Böschung am Wegrande nnd wartete einige Zeit.

Dann kam ein Mann in einem langen Ueberrocke und breitkrämpigen Hut in Sicht, der rasch vom Dorfe her zu kommen schien.

„Gehen Sie die Allee hinauf," sagte Lady Clarence zu Grace, „und warnen Sie mich rechtzeitig, wenn sich Jemand nähert."

Das Mädchen verstand den Wink und entfernte sich aus der Hörweite, sich bei sich selbst fragend, was all' diese Heimlichkeiten heißen sollten. Sie schrieb sie natürlich einer geheimen Liebschaft zu, die Lady Higham früher gehabt haben müßte und jetzt um jeden Preis geheim halten wollte. Aber so lange ihre Herrin sie reichlich bezahlte, fragte sie nicht weiter.

Der Detektiv näherte sich und fragte mit einer tiefen Verbeugung nach Lady Higham's Befehlen.

„Haben Sie eine Spur von dem Gesuchten gefunden?" fragte sie in halbzornigem Tone.

„Nicht die geringste, muß ich zu meinem Bedauern sagen," antwortete er.

„Und dennoch war er in der letzten Zeit mein Gast und hat erst heute bei mir gefrühstückt," war ihre kalte und höhnische Entgegnung.

Meldrum war so erschrocken, daß ihm die Sprache versagte.

„Der Bursche wandelt als Franzose maskirt herum und hält uns alle gründlich zum Besten," versetzte sie spitz. „Ich gebe morgen Abends einen großen Ball. Können Sie sich so herrichten, daß Sie denselben als Gast zu besuchen vermögen, wenn ich Ihnen eine Einladung dazu schicke?"

„Ich hoffe es," war seine stolze Erwiderung dann, als er sich von seiner ersten Ueberraschung erholt hatte, fügte er hinzu: „Verfügen Sie über mich, Madame."

„Ich werde trachten, gegen elf Uhr allein neben dem Kamin des Tanzsaales zu stehen. Nähern Sie sich mir, dann sprechen Sie mich an, und ich werde Ihnen den Mann zeigen," fuhr sie fort.

„Ich werde ganz genau nach Ihren Befehlen handeln, Madame," antwortete er ehrerbietig.

„Von diesem Augenblicke an dürfen Sie ihn nicht mehr aus den Augen verlieren," befahl sie in heiserem Tone weiter. „Sie müssen ausfindig machen, wo er sich eigentlich verborgen hält; und bedenken Sie, daß Sie mich dieses Mal nicht im Stiche lassen dürfen."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Sie zu befriedigen, Madame," war seine fast demüthige Antwort.

Lady Higham verließ ihn darauf und eilte zu ihrer Dienerin und mit dieser in's Haus zurück.

„Die Geschichte wird immer verwickelter, aber sie trägt Geld—viel Geld," murmelte Meldrum für sich, die Hände reibend. „Ich werde noch als reicher Mann sterben—o, gewiß!"

Und er schlug vergnügt den Weg nach dem „rothen Löwen" ein, um sich daselbst bei einer Flasche Wein gütlich zu thun.

Er wäre vielleicht weniger vergnügt gewesen, wenn er gewußt hätte, was geschah, sobald er und Lady Higham sich getrennt hatten und in verschiedenen Richtungen auseinander gegangen waren.

Aus dem dunkeln Schatten eines mächtigen, uralten Baumes trat Jack Mole, der Luchs, hervor. Der junge Mensch war in diesem Augenblicke in einem Zustande unbeschreiblichen Entzückens. Er hatte einen glänzenden Erfolg durch seine unermüdliche Ueberwachung des Detektives errungen. Jetzt war er im Stande, seinem Vorgesetzten einen außerordentlichen Dienst zu erweisen.

Meldrum hatte soeben den Befehl erhalten, sein Opfer bis in seinen eigentlichen Schlupfwinkel zu verfolgen und der Dame, die ihn beschäftigte, dann wieder Bericht zu erstatten. Jacke Mole wußte daher, daß auch er den Detektiv durchaus nicht aus den Augen lassen dürfe, sowie daß er M. de Lauzan bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm dazu bot, vor der ihm drohenden Gefahr warnen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— In Paderborn ist dieser Tage ein skandalöser Unfug passirt. Ein angesehener dortiger Bürger, welcher schwer krank darniederlag, wies den Beistand des Geistlichen zurück und starb bald darauf. Am Sonnabend bemächtigte man sich ohne Zustimmung der Angehörigen des Sarges, worin die Leiche aufgebahrt lag, setzte denselben auf einen Karren, vor den ein Esel gespannt war, und transportirte die Leiche auf diese Weise durch die Straßen der Stadt nach dem Kirchhofe. Die Straßenjugend gab gröhlend das Geleit und sang: „So leben wir, so leben wir ꝛc." Die Polizei ist eifrig bemüht, die Unruhstifter zu ermitteln und zur Bestrafung zu ziehen.

— Auf indischen Landstraßen ist man doch recht unangenehmen Begegnungen ausgesetzt. Ein im „Madras Mail" abgedruckter Brief einer englischen Dame giebt davon einen Beweis. „Wir sind 5 Tage lang durch den dichten Jungle gereist," schreibt die Dame. „Die Landschaft war prächtig, aber vor 3 Tagen wurden Mrs. M., die Ayah (eingeborene Kinderfrau), der Kleine und ich furchtbar erschreckt. Mein Gatte war eine Strecke vorausgeritten und wir fuhren im Ochsenwagen langsam über die holperige Straße. Plötzlich rief der Ochsentreiber: „Ein Tiger! ein Tiger!" Ich schaute auf, und richtig, ein gewaltiger Tiger marschirte durch das Gras auf uns zu. Wie er etwa sechs Fuß von uns entfernt war, blieb er stehen und starrte uns an. Der Kleine erschrak gewaltig und schrie sehr. Der Ochsentreiber wagte es nicht, schnell zu fahren; er ließ die Thiere langsam gehen und starrte den Tiger an. Wie wir ein paar Schritte weiter waren, sahen wir zu unserem Schrecken das Thier im Trab uns nachlaufen. Gerade da kehrte sich mein Gatte, der von alledem nichts wußte, um, stieg vom Pferd und kam auf uns zu, um mich aus dem Tonga zu nehmen, damit ich ihn zu Fuß begleite. Er hatte blos seine Jagdflinte und kein Gewehr bei sich. Sobald der Tonga anhielt, blieb der Tiger stehen, kauerte und bereitete sich zum Sprung. Mein Gatte legte an und schoß seine Flinte ab, um den Tiger zu erschrecken. Der Schuß hatte die gewünschte Wirkung; das Unthier beeilte sich, in den Jungle zurückzugaloppiren, und wir setzten unsere Reise unbelästigt fort."

— Ueber den vierfachen Mord, welcher in Hermannstadt an dem pens. Regimentsarzt Dr. Friedenwanger und dessen Familie begangen wurde, wird berichtet: Dr. Friedenwanger bewohnte mit einer Frau Namens Amalie Berger, mit der er gemeinsamen Haushalt führte, mit seinem vierjahrigen Söhnchen Hermann und mit der Dienstmagd Marie Müller allein ein Haus in einer abgelegenen Straße Hermannstadts. Dadurch erklärt es sich, daß das Verbrechen erst entdeckt werden konnte, als der Feuerschein des im Innern gelegten Brandes außen sichtbar wurde. Dr. Friedenwanger war durch einen Axthieb, der ihm die Stirn spaltete, niedergestreckt und ihm hierauf der Unterleib aufgeschlitzt worden. Seine Kleider standen schon in Flammen, als man in das Zimmer eindrang. Die Leichen der Frau, des Kindes und der Magd waren an Händen und Füßen durch Messerschnitte und Axthiebe verstümmelt. Die Familie war offenbar überfallen worden, als sie sich zur Ruhe begeben wollte. Die commissionelle Eröffnung der feuerfesten Kasse ergab, daß dieselbe vollständig leer, also wahrscheinlich der Inhalt geraubt worden sei. Dr. Friedenwanger war wohlhabend gewesen und hatte Geldleihgeschäfte getrieben. Die Vermerkbücher über dieselben sind zum Theil verbrannt, da sie von den Raubmördern zum Anzünden des Feuers verwendet worden waren. Auch fehlen alle Schmuck- und Werthgegenstände. Die Verbrecher sind wahrscheinlich durch ein unbewohnt stehendes Nachbarhaus in Dr. Friedenwanger's Wohnung eingedrungen und haben sich auf demselben Wege wieder spurlos entfernt. Fast gleichzeitig mit dem Feuer in Friedenwanger's Hause brach ein Brand in einer Schneidemühle am entgegengesetzten Ende der Stadt aus, und man nimmt an, daß derselbe auch von den Raubmördern gelegt worden sei, um die Aufmerksamkeit vom Schauplatze des ersten Verbrechens abzulenken. Die Aufregung der Bevölkerung über diese Unthaten ist sehr groß.

— Ueber den sogenannten „Würmerregen", dessen auch wir nach einer Notiz der „St. Petersb. Ztg." Erwähnung gethan haben, gehen nunmehr den finnländischen Blättern genauere Nachrichten, und zwar aus verschiedenen Orten zu. „In Pilikis, Pemar und Kimito zeigten sich auf Feldern und Wiesen, vorzugsweise aber auf den aus den Eis- und Schneelagen hervorragenden Erdhöckern, solche Massen von grauen und braunen Würmern, daß man sie in ansehnliche Haufen zusammenkehren konnte. Das Volk behauptete, sie seien mit dem Regen herabgefallen und befürchteten in ihnen gefährliche Feinde des Ackerbaues. Bei genauer Untersuchung einiger nach Helsingfors beförderter Exemplare erwies es sich jedoch, daß es Larven sind; die in größeren Massen vorkommenden grauen sind die Larven der Riesenschnake, die braunen aber die des Laufkäfers, beides dem Landmanne höchst nützliche Insektengattungen, indem sie seine Aecker von schädlichen Insekten säubern. Diese Larven fallen aber keineswegs aus den Wolken; alljährlich, besonders aber in nicht allzu schneereichen Wintern, kommen sie aus der Erde hervor beim Thauwetter, und kriechen auf dem Schnee umher, sogar bei gelindem Frost. Ein ähnlicher und wohl denselben Ursachen zuzuschreibender „Würmerregen" ist auch in Aland am Schluß des vergangenen Monats beobachtet worden."

— Ein Fall, wie der nachfolgende, dürfte sich wohl noch selten zugetragen haben Vor einigen Monaten stand vor dem Brünner Schwurgerichte ein bildhübsches junges Mädchen unter der Anklage des Kindesmordes. Unter Thränen gestand die Aermste, von ihrem Stiefvater, dem ehemaligen Bürgermeister in Medlanko, Johann Tischnowsky, verführt worden zu sein. Sie wurde, damals von Dr. Stransky vertheidigt, vom Kindesmorde freigesprochen nnd nur wegen eines geringeren Vergehens zu einer mehrwöchentlichen Freiheitsstrafe verurtheilt. Während der ganzen Verhandlung ließ einer der Geschworenen, Namens Weidhofer, ein wohlhabender Grundbesitzer in Mardorf, kein Auge von dem schönen Mädchen, und siehe! kaum hatte sie die Strafe verbüßt, als er sie aufsuchte und ihr gestand, welchen Eindruck sie während der Verhandlung auf ihn gemacht. Bald wurde aus den Beiden ein Liebespaar, dann ein Brautpaar und — ein Ehepaar.

— Vom Polizeigericht in Frankfurt wurde am 18. Februar Frau Baronin von Berg, geb. Freiin v. Hanstein, wegen Uebertretung der Sittencontrol-Vorschriften (d. h. als Prostituirte, die sich der polizeilichen Aufsicht entzogen hat) zu drei Tagen Haft verurtheilt. Die Dame sprach zu ihrer Vertheidigung kein Wort, und mit eisiger Ruhe vernahm sie auch ihr Urtheil.

— In Peking — so schreibt man der „North China Daily News" von Anfang Januar—herrscht große Aufregung. In der Kaiserstadt, unmittelbar außerhalb der Palastmauer, steht der Tempel der kaiserlichen Ahnherren und in diesem Tempel sind Geister-Tafeln der verstorbenen Kaiser und der herrschenden Dynastie aufgestellt. Nacht für Nacht soll nun dort ein Klagen und Weinen und dann ein Schlag, als wenn alle Tafeln von ihren Plätzen fielen, zu hören sein. Tritt man ein, so stehen sie alle an ihren Plätzen, allein in der nächsten Nacht hört man wieder das unerklärliche Geräusch und es herrscht deshalb die größte Bestürzung über das schreckliche Omen. Wehklagen und Weinen höre man auch von den kaiserlichen Gräbern, wo die Kaiser älterer Dynastien bestattet sind. Die Chinesen betrachten all das natürlich als bedenklich für das Schicksal der Montschu-Dynastie. Die Sache ist aber wahrscheinlich dadurch zu erklären, daß eine der zahlreichen geheimen Gesellschaften in Peking dieselbe in Scene setzt und die abergläubische Bevölkerung zu beeinflussen sucht.

— Die Frage der Studenten-Mensuren wirbelt zur Zeit viel Staub auf und wird seitens beider Lager mit großer Heftigkeit behandelt. Jüngster Tage hatte die „Deutsche Reichszeitung" wiederholt den gedachten studentischen Gebrauch in scharfen Ausdrücken verurtheilt. Darüber empört, begaben sich, wie das genannte Blatt in möglichst schroffen Ausdrücken erzählt, drei Studenten nächtlicher Weile, tief vermummt und mit Knütteln bewehrt, vor das Haus des Verlegers und warfen dort eine Fensterscheibe ein, zogen sich jedoch bei dem Dazwischentreten eines Bonner Bürgers schleunigst zurück. Einer der Studenten wurde indeß durch einen Nachtwächter ergriffen. Es soll ein 23jähriges Mitglied der „Borussia" sein. „Zu derselben Zeit — so heißt es am Schluß des Berichtes der „Reichsztg." — wurde in den Briefkasten unserer Expedition Blausäure gegossen. Es freut uns, daß die Herren die Freundlichkeit hatten, unsere Behauptung, daß die Mensuren zur Verrohung der Jugend beitragen, so prompt zu bestätigen."

— Den kostbarsten Sonnenschirm, der wohl jemals angefertigt worden ist, besitzt ohne Zweifel die Königin von England. Es ist ein Geschenk der reichen ostindischen Compagnie, und das dazu verwendete Material ist ausschließlich dieser Colonie entnommen. Der Seidenstoff, aus welchem der Ueberzug gefertigt ist, wurde bisher an Feinheit des Gewebes noch nicht erreicht und die seltensten Farben verleihen ihm das bunte Colorit. Der Stab ist ganz von Elfenbein und mit den kunstvollsten Schnitzarbeiten versehen; die Spangen sind von massivem Golde, ebenso der Griff und der Ring, welcher den Schirm zusammenhält. Eine beträchtliche Anzahl kostbarer Diamanten und anderer Edelsteine, mit denen Griff und Ring besetzt sind, erhöhen den Werth dieses Prachtstückes, welches die Königin nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten trägt.

— Die schottischen Regimenter der britischen Armee sollen auf höheren Befehl in Kurzem ihren historischen Federhut mit dem Helme vertauschen. Die Controverse, die in Bezug auf diese in Hochländerkreisen nicht sehr beifällig aufgenommene Neuerung im Gange ist, ruft einen interessanten Zwischenfall in's Gedächtniß, der sich vor einigen Jahren bei den englischen Herbstmanövern zutrug. General v. Blumenthal, welcher die deutsche Armee bei den Manövern repräsentirte, ritt eines Tages an der Spitze eines Hochländerregiments in Gesellschaft mit dem Obersten. „Ist Ihr Federhut nicht zu schwer?" fragte der General. „Nicht schwerer als Ihr Helm, glaube ich", erwiderte der Oberst. Um die Frage zu lösen wurde ein Tausch vorgeschlagen. Der deutsche General setzte sich den Hochländerhut auf und der Oberst des Hochländerregiments stülpte die preußische Pickelhaube auf sein Haupt und so setzten die beiden Officiere ihren Ritt fort. Der Effect war so lächerlich, daß die an der Spitze der Kolonne marschirenden Sergeanten das Lachen nicht unterdrücken konnten, zur großen Entrüstung des Generals, der einen solchen Verstoß gegen die Disciplin nicht begreifen konnte. Schließlich drückte General Blumenthal sein Erstaunen aus über die Leichtigkeit einer Kopfbedeckung, welche ein so schwerfälliges Aussehen hat.

— Professor Dr. Th. Billroth, der bekannte Wiener Operateur, erläßt in einem Schreiben folgende Warnung: „Es sind mir innerhalb der letzten Monate vier Fälle vorgekommen, in welchen Finger mit ganz unbedeutenden Verletzungen durch unsinnige Anwendung von Karbolsäure brandig geworden sind; in allen vier Fällen handelte es sich um Kinder, deren Eltern die Verordnung eines Karbolverbandes selbst gemacht hatten, „weil die Karbolsäure gut für die Wundheilung sein soll." Die Karbolsäure hat schon jetzt in der Chirurgie eine weit beschränktere Anwendung als früher; wir haben die Gefahren, welche dieselbe unter Umständen herbeiführen kann, erst nach und nach kennen gelernt; das Mittel kann nicht nur Entzündung und Brand erzeugen, sondern auch durch Blutvergiftung tödten; es entfaltet seine guten Eigenschaften nur in der Hand des kundigen Arztes. Ich widerrathe hiermit aufs Dringendste, ohne Anordnung eines Arztes Karbolsäure anzuwenden. Als das beste Umschlagsmittel bei frischen Verletzungen rathe ich das in den Apotheken käufliche „Bleiwasser" an.

— Aus Budapest schreibt man: „Ein hiesiger Leichenverein, der den glückverheißenden Namen „Fortuna" erhielt, hat jüngster Tage einen Ball arrangirt. In Budapest tanzen nämlich selbst die Leichenvereine und dieser Umstand beweist zur Genüge, daß der ungarische Carneval auch seine heiteren Seiten hat. Der erwähnte Ball war sehr lustig, man tanzte frisch darauf los und gegen Mitternacht hatte die fröhliche Stimmung ihren Gipfelpunkt erreicht. Niemand hätte eine Steigerung des Animos für möglich gehalten und doch schloß der Ball mit einem Knalleffekt. Ein Ballgast verlangte in etwas stürmischer Weise eine Wiederholung des Csardas, doch zwei Arrangeure sahen in dieser Forderung eine Beleidigung und sie entrirten eine erregte Debatte, in deren Verlauf ihm einer derselben eine gar nicht ballmäßige Ohrfeige versetzte. Der Spektakel, welcher nun entstand, läßt sich nicht beschreiben; eine großartige Keilerei begann, die sich von der Mitte des Saales über die ganze Peripherie desselben erstreckte; die Damen kreischten und flüchteten in die Ecken, die Herren prügelten und wurden geprügelt, und bald sah man nichts als eine Unzahl wirr durcheinander geschlungener Schwalbenschwänze und wild herumfuchtelnder Arme. Am übelsten erging es zwei ganz unbetheiligten jungen Leuten, die gerade die Treppe heraufkamen, von dem Strudel ergriffen, windelweich gedroschen und schließlich über die Stiege hinabgeworfen wurden, wo sie mit vieler Mühe ihre geschundenen Gliedmaßen zusammenlasen. Damit hatte aber auch der Ball sein Ende erreicht. Den Kehraus zu demselben wird das Bezirksgericht spielen. Jetzt sage noch Jemand, daß der Carneval in Ungarn nicht gemüthlich ist!"

Liebesphasen.

I.

Mein Schatz ist wie ein Rosenstrauch
Im grünen Blätterkleid,
Doch trägt verschied'ne Dornen auch
Der Rose gleich die Maid.

Seh' ich von Purpur dich umlaubt
Der Rosenkelche Schaar:
Denk' ich an Liebchens feurig Haupt
Und an ihr rothes Haar.

Oft stach mit ihrer Dornen Wehr
Die Blumenkönigin;
Mein Mädchen aber sticht viel mehr,
Denn sie ist Nätherin.

II.

Als ich sie einst gefunden
Rief ich mit frohem Blick:
Ich kam und sah und siegte,
Fürwahr cäsarisch Glück!

Bald führt' ich zum Altare
Im Myrthenkranz die Braut,
Von Priesterhand auf ewig
Ward sie mir angetraut.

Daß sie mir nun verbunden,
Mir schwer im Sinne liegt;
Oft seufze ich verstohlen:
„O, hätt' ich nie gesiegt!"

III.

Einst schwärmte ich bei Nacht und Tag
In stiller Liebespein,
Für Sternglanz, Nachtigallenschlag,
Und Luna's Silberschein,

Im dunklen Hain ein stiller Ort,
Das war mein Lieblingsplatz;
Dort flüstert' ich manch' süßes Wort
In's Ohr dem trauten Schatz.

Der Trauten, — ach, ich armer Thor!
Ich thät sie ehrlich frei'n;
Ich flüstre nichts mehr ihr in's Ohr,
Das Wort führt sie allein.

Die Wipfel rauschen jetzt nicht mehr,
Im dunklen Blätterdom,
Das Einz'ge, was ich rauschen hör',
Ist ihrer Rede Strom.

Moritz Lilie.

— Subjektive Anschauung. Bauer (der den ersten Prozeß führt, zu seinem Anwalt): „Wisset, Herr, i' bin e' ehrlicher Mann, — i' hab' mei' Lebtag no' kein' Advokat 'braucht!"

— Zerstreut. Hebamme (die Geburt eines Sohnes anzeigend): Herr Schultze! Es ist ein Junge da!

Kaufmann Schultze (von der Arbeit aufblickend): Was will er denn?

— Auch ein Associe. Student: „Ich bin Theilhaber an dem Geschäft meines Vaters!" — Professor: „Wie so? Sie studiren doch Medizin und Ihr Vater ist Kaufmann!" — Student: „Ja, ja! Er besorgt eben die Einnahmen und ich die Ausgaben!"

— Praktische Entgegnung. Gouvernante: „Du bist heute so unaufmerksam, Thekla! Alles was ich sage, geht in das eine Ohr hinein und aus dem andern heraus.—Warum stützest Du jetzt wieder den Kopf so unpassend?"—Thekla: „Ich halte mir das andere Ohr zu, Fräulein, damit das drin bleibt, was Sie sagen."

— Der Geschäftsmann. — Doktor (zum Bankier): „Lassen Sie Ihrem kranken Kinde eine zweiprozentige Carbollösung geben und es wird dann besser werden!"—Bankier (zum Bedienten): „Johann, geh' in die Apotheke, hol' aber eine vierprozentige Carbollösung; die Course sind heute gestiegen — warum soll das Kind nicht auch mit profitiren!"

— Ein übelgenommenes Goethe-Citat. Tourist (am Bachübergange zur furchtsam zögernden Schönen): Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,—Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen? — Dame (entrüstet): Mein Herr, man spricht fremde Damen nicht mit „schönes Fräulein" an! — Tourist: Oh Pardon, ich meinte ja nur schönes Fräulein mit Gänsefüßchen!

— Familiär. Dame: „Lieber Mann, der Jakob behauptet, von Dir keinen Auftrag zur Besorgung eines Theaterbillets für mich erhalten zu haben!"—Herr: Nun, Jakob, wie ist denn die Sache? Lüge nicht:"—Der gnädige Herr haben nur gesagt: „Jakob, hole für uns zwei Billets! Da hab' ich dem gnädigen Herrn seines gebracht und das meinige hab' ich der Köchin g'schenkt!"

— Bei der Felddienstübung. Major: „Herr Lieutenant! Warum haben Sie Ihre Patrouillen von der Feldwache aus nicht den befohlenen, näheren Weg gegen die feindliche Stellung geschickt?"—Lieutenant: „Entschuldigen, Herr Major, der Waldweg gestattete eine gedecktere Annäherung!"—Major: „Der Waldweg hat in diesem Falle gar nichts zu gestatten, sondern nur ich als Vorpostenkommandant!"

— Unterhaltungen am häuslichen Heerd. Juste: Hast Du schon von dem Schatz jehört, den ein Mann in die Ackerstraße neulich in einem alten Schrank jefunden hat?—Rieke: So wat passirt in Berlin alle Dage. Wie meine Herrschaft letzten Sonnabend schon um Uhre Zwölfe von's Kränzchen retour kam und die Madame det Kleiderspind ufmachte, hat se ooch eenen Schatz im Schrank jefunden. — Juste: Is et möglich! Was denn vor einen? — Rieke: Meinen!

— Praktisch. — Maier: „Warum klopfen S' denn mit Ihrem Maßkrugdeckel? Sie haben ja erst einmal getrunken!"—Pumsler: „Das will ich Ihnen erklären. Ich trinke nämlich jede Maß auf dreimal aus. Wenn ich einmal getrunken hab', dann klopf' ich. Die Kellnerin kommt's erste Mal net, sondern schreit nur: „Gleich komm' i'!" Nach dem zweiten Trunk klopf' ich wieder; die Kellnerin kommt wieder net, sondern schreit nur im Vorbeirennen: „Jetzt komm' i' aber gleich!" Wenn ich nun 's dritte Mal klopf'—und da is meine Maß leer — dann kommt s' g'wiß und sagt: „Jetzt bin ich schon da!" Auf die Weis' bin ich immer auf's Prompteste bedient!"

— Eigene Auffassung. — Zwei Lieutenants waren während des Manövers in dem sehr reichen Hause des Geheimen Commerzienraths X. einquartirt, wo sie eine geradezu fürstliche Aufnahme gefunden. Am Abend vor ihrer Abreise besprechen sie u. a. das am nächsten Morgen zu gebende Trinkgeld, und kommen überein, daß Jeder—da man sich doch nicht lumpen lassen könne—10 Mark geben soll. Der andere Morgen kommt und mit ihm der Aufbruch. Der Diener begleitet Beide bis an die Hausthür und erhält sein Trinkgeld, wobei der zweite der Offiziere zu seiner Verwunderung bemerkt, daß der erste nur 3 Mark gegeben. Auf der Straße stellt er ihn natürlich zur Rede und bezeichnet sein Verfahren mit nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken, worauf der Andere ganz ruhig erwidert: „Lieber Freund, die Sache hat ja einen ganz anderen Haken; ich habe heute Morgen das Tintenfaß in meiner Stube umgeworfen;—nun denkt natürlich der Diener, Du seist es gewesen, da Du viel mehr gegeben hast, als ich!"